

## Presseartikel zu «Alphabetisches Afrika» von Walter Abish

### **Inhalt**

- Klaus J. Milich , Tagesspiegel, 14. Januar 2003
  - Andreas Langenbacher, Basler Zeitung 6. Dezember 2002
  - Karsten Kredel, die tageszeitung, 12./13. Oktober 2002
  - Jochen Jung, Die Zeit, Literaturbeilage November 2002
  - Jörg Gruneberg, Scheinschlag, Ausgabe September 2003 (7/03)
  - Jürgen Brôcan, Neue Zürcher Zeitung zur 54. Frankfurter Buchmesse 2002
  - Eva Bachmann , St. Galler Tagblatt, 8. Februar 2003
- 

### **Klaus J. Milich , Tagesspiegel, 14. Januar 2003**

#### **Laut und Luise**

*Walter Abish und Jörg Laederach reisen alphabetisch nach Afrika*

«Wenn du etwas durch Meditation nicht finden kannst», riet Heinrich von Kleist einst seinem Freund Rühle von Lilienstern, dann sprich «mit dem nächsten Bekannten darüber.» Denn wie der Appetit beim Essen kommt, so formen sich die Gedanken beim Reden. Eine ähnliche Empfehlung gab der Schriftsteller Hermann Burger 1986 den Hörern seiner Frankfurter Poetik-Vorlesungen als er meinte, dass zur allmählichen Verfertigung der Gedanken nicht nur das Reden, sondern auch das Schreiben hilfreich sei: «Ideen liegen nicht in der Luft, man muss ihnen die Chance geben zu Papier zu kommen, um dem Anfang ein Ende zu finden.»

#### **Ein weiter Weg von A nach Z**

Wie schwierig jedoch der Weg von der Idee zum Text sein kann, führt Walter Abish in seinem Roman «Alphabetical Africa» vor Augen und spielt dabei absichtsvoll mit der Verärgerung des Lesers, den er von der ersten Seite an mit der Frage nach dem Sinn der eingebauten Sprachbarrieren düpiert. Abish konstruiert eine Geschichte, deren Handlungsverlauf nicht von den Zufällen des Lebens, sondern von der alphabetischen Ordnung bestimmt ist. Jedem der 52 Kapitel ist ein Buchstabe zugeordnet. Im ersten verwendet er lediglich Worte mit dem Anfangsbuchstaben «A», im zweiten kommen Wörter mit dem Anfangsbuchstaben «B» hinzu, sodass es dem Ich-Erzähler erst im Kapitel «Z» gelingt, sein Afrika vollends zu entfalten.

In «Alphabetical Africa» konstruiert Abish nicht nur einen Kontinent, sondern rekonstruiert zugleich auch den Prozess seiner Aneignung über das eigene abendländische Zeichensystem. So, wie sich die Kolonialmächte Afrika durch Bilder, Filme, Landkarten, Lexika, willkürliche Grenzziehungen und Namen erst begrifflich und dann politisch-wirtschaftlich angeeignet haben, so greift Abish nach einem Afrika, das durch Hinzufügen von Buchstaben allmählich an Deutung gewinnt.

In eben jener Art wie sich der Roman von der sperrigen Lyrik zur fließenden Prosa bewegt, schwindet das Verborgene, Archaische und Fremde dieses Kontinents und wird in die uns vertraute

Zeichenwelt überführt. Afrika erhält ein westliches Gesicht, das sich auf die afrikanischen Kulturen allerdings nur mit Gewalt projizieren lässt.

Angesichts der Unfassbarkeit Afrikas tritt Abish im zweiten Teil des Romans den Rückzug von «Z» nach «A» an und eliminiert Buchstabe um Buchstabe die Semantik dieses Kontinents und damit den naiven Glauben seiner objektiven Darstellbarkeit. Abishs Roman liest sich als Kritik am Aneignungswillen einer ethnozentristisch-westlichen Welt. Nichts bleibt am Ende übrig als ein Gestammel von Worten mit dem Anfangsbuchstaben «A». Hier bringt der Europäer nicht mehr hervor als jene geschichtslosen Buschmänner mit ihrem «gewalttätigen Gebrüll ungehobelter Laute», von denen Joseph Conrad in seiner Novelle «Herz der Finsternis» berichtet. Zurück bleibt ein Leser, der zwar wenig über diesen Kontinent, dafür aber umso mehr über die eigenen kulturellen Deutungsmuster erfährt. In seinem Bild von Afrika spiegeln sich die eigenen Erwartungen und Domestizierungen wider.

Über die Widerspenstigkeit des Erzählstils konfrontiert Abish den Leser mit dem unterdrückerischen Charakter des Zeichensystems. In gleichem Maße, wie die Sprache dem Individuum dazu dient, sich auszudrücken, zwingt es die Welt in die alphabetische Form. In dieser Dialektik ist die Sprache weder reaktionär noch progressiv, wie der französische Literaturwissenschaftler Roland Barthes einmal formulierte; sie ist ganz einfach faschistisch, denn Faschismus heißt nicht am Sagen hindern, sondern zum Sagen zwingen. Sie drängt uns dazu, als Subjekt aufzutreten und «Ich» zu sagen, bevor wir eine Handlung aussprechen können; sie zwingt dazu, unsere Beziehungen zu anderen durch «Du» oder «Sie» zu kennzeichnen. Auf diese Weise impliziert Sprache Entfremdung und Selbstverwirklichung zugleich.

### **Chad oder Tschad**

Niemand kennt diese Ambivalenz besser als ein Übersetzer. Dies gilt auch für Abishs Roman, dessen Übertragung bei jedem Wort in Gefahr steht, den Handlungsverlauf zu verändern. Während die englische Version ins «Chad» führt, muss man im Deutschen bis zum «T» warten – oder die Route ändern. Kein Wunder, dass Abishs 1974 erschienener Erstling lange als unübersetzbar galt (Hanna Muschg hat sich 1983 in der Zeitschrift «Manuskripte» am ersten Kapitel versucht).

Von daher ist der Roman nicht nur ein Sinnbild kultureller Transkription, sondern zugleich auch ein Paradebeispiel literarischer Übersetzung, die kaum jemand besser bewerkstelligen konnte, als ein Schriftsteller. Jürg Laederachs Adaption ist im doppelten Sinne des Wortes originell. Dass der Verlag beide Versionen in einem Band nebeneinander stellt, ist daher nur recht und für den Leser ein zweifacher Gewinn.

---

**Andreas Langenbacher, Basler Zeitung 6. Dezember 2002**

## **Durch den dunklen Kontinent – von A bis Z bis A**

*«Alphabetisches Afrika»: Jürg Laederach stellt Walter Abishs Roman-Unikat ein deutsches Übersetzungs-Unikat zur Seite*

Wenn eine «kalte», einsinnig auf die Schrift fixierte Kultur auf eine «heisse», mehrsinnig synästhetische trifft und diese beschreibend zu verstehen versucht, entsteht ein Medienproblem: Die Übertragung der Daten gelingt nicht und die typografische Kultur wird aufmerksam auf sich selbst als Stoff generierendes und Perspektiven setzendes System. Was draussen oder daneben bleibt, kann entweder gar nicht, nur als Unordnung oder als Verdrängtes wahrgenommen werden. Diese mit der Gutenberg-Galaxis gealterte Weisheit lässt sich leicht auf die schriftliche Erkundung und Erschaffung ganzer Kontinente beziehen – und zwar auf solche der äusseren wie der inneren Welt.

Erst der unersättliche europäische Kannibalismus, der sich mit seinen kartografischen Ausmessungen und Benennungen von den Küsten her den Flussläufen entlang ins «dunkle» innere Afrika hineinfraß, hat jene weissen Flecken auf den Menükarten kolonialer Begehrlichkeiten erschaffen und sie mit Rebus-artigen Phantasiewesen bevölkert: Fliegende Schlangen, Riesennameisen, Menschen mit Hundeköpfen und hühnereigrosse Diamanten gaben Rätsel auf, die an der Grenze von Zeile und Ziel, geografischer Benennbarkeit und sprachloser Einbildungskraft entstanden.

«Wir machen aber von dem Länderreichtum des Ich viel zu kleine oder enge Messungen, wenn wir das ungeheure Reich des Unbewussten, dieses wahre innere Afrika, auslassen», schrieb Jean Paul, die Anfänge dieses kolonialen Bemühens zugleich zur fragwürdigen Metapher des inneren Selbstbezugs machend. Und Hegel, auf der Nachtseite des überbelichteten Weltgeistes eine anthropologische Konstante erschaffend, doppelte nach: «Wenn man fürchterliche Erscheinungen in der menschlichen Natur will kennen lernen, in Afrika kann man sie finden.» Auch heute noch hat Afrika vielfach den äusseren und inneren Schauplatz oder das Experimentierfeld des unzählbar Authentischen, Ursprünglichen, Fürchterlichen oder Verdrängten abzugeben, wie sie an den Rändern von Expeditionsberichten, Protokollen ethnologischer Unternehmen, psychoanalytischen Sitzungen oder Safari-Postkarten von im hegelschen Sinne Weltreisenden entstehen. Denn was als das Andere entdeckt und beschrieben werden kann, hängt nicht nur von persönlicher Disposition, Emphase, psychologischer Tiefe, Ignoranz oder touristischer Teleologie ab, sondern von den Parametern und der Eigendynamik des Notations- oder Aufschreibesystems. Wenn das Unbewusste tatsächlich wie eine Sprache strukturiert ist, schmoren wir allesamt im ureigenen Suppentopf, um den wir zugleich herumtanzen – und auch der Wille, von aussen mittels begrifflichen Klassifizierungen Ordnung zu schaffen, bleibt bloss ein Exotismus der Vernunft.

### **Scrabble-Landkarte**

In seinem in den siebziger Jahren erschienenen und nun von Jürg Laederach – dem im obigen Sinne wohl erfahrensten Afrikaforscher der Gegenwart – mit artistischer Akribie und kongenialen Eigensinn ins Deutsche übertragenen Roman «Alphabetical Africa» hat der amerikanische Schriftsteller Walter Abish diese exotische Buchstabensuppe wie noch keiner vor ihm um- und aufgerührt.

«Afrika ist ein beliebter Gegenstand der Literatur, es erlaubt einen so gewaltigen Überfluss, dass es meine Imagination nährte, lange bevor ich meinen Fuss auf diesen Kontinent setzte», meint der Autor als postmoderner Nachfahre Livingstones, Joseph Conrads, Raymond Roussels et al. durchs wilde Bücherbrett zu seiner Expedition antretend. Und so begibt sich in seiner experimentellen Roman-Exkursion das Labor der Sprache nicht nur ins imaginäre Forschungsfeld hinaus, sondern

vor allem hinein und erschafft dieses Schritt für Schritt aus sich selbst, breitet es aus und rollt es – immer streng nach Versuchsordnung – wie eine Scrabble-Landkarte wieder ein.

### **Untergründige Sprachströme**

Die 52 Kapitel dieses allein schon für seine strikten Regeln berühmt gewordenen Romans sind mit den Buchstaben A bis Z und dann wiederum Z bis A überschrieben. In Kapitel A dürfen nur Worte mit dem Anfangsbuchstaben A vorkommen, in Kapitel B solche mit Anfang A und B, in C solche mit Anfang A, B, C und so fort. Die Zulassung von Wortanfängen erweitert sich also allmählich bis zum Kapitel Z – und verengt sich im zweiten Durchlauf abermals hin zu Kapitel A. So kann jedes neue Kapitel ein neues Wort er- oder verunmöglichen und in die Regeln des Diskurses eingreifen.

Walter Abishs respektive Jürg Laederachs «Alphabetisches Afrika» ist somit ein Abc-Buch und eine sich selber auf die Schippe nehmende Alphabetisierungskampagne der besonderen Art. Buchstabiert es doch den dunklen Kontinent anhand seiner dubiosen inneren und äusseren Protagonisten, schwarzen und weissen Agenten und Kontrahenten mit dem missionarischen Eifer eines poetischen Regelsystems hin und zurück, lässt ihn dabei seinen untergründigen Sprachströmen entlang auswuchern und seine saftigsten Sakrilege gerade in der strengen Form eines Katechismus aussprechen. Eine wortgewaltige Landnahme – als Entzug inszeniert, ein in geordneten Bahnen verwildernder Diskurs, in dessen alphabetischer Ordnung aleatorische, alliterative und allusionsreiche Unordnung entsteht, die sein systematisches Bemühen durchkreuzt. Schon beim Buchstaben A wie Ankunft – «...Abermals Afrika. Adler, Antilopen, Alligatoren. Ausserdem Alvas akute Anziehungskraft, anstössige Aufforderungen an aufgedrehte Afrikaner aussendend, andererseits auch apollinischem, akribischem Autor Aufmerksamkeit abverlangend...» – rumort unter den strikten alphabetischen Vorgaben, wie unter der katalogisierenden Feder des Trophäen sammelnden Expeditionleiters, der kalkulierenden Knute des Kolonialherren, der stummen Fuchtel des Analytikers, das durch ihre Buchführung erst miterschaffene Unberechenbare.

### **Expeditionskolportagen**

51 Kapitel später sind wir mit dem fiktiven Autor, der Nymphomanin Alva, den Killern Allen und Alex und deren Berufsgenossen Bob und Boyd quer durch Steppen, Dschungel, Wüsten und Städte dieses Abc-Afrikas wieder bei A wie Abfahrt und damit bei «...andere Avance andere Avenue andere Aversion andere Aviatik andere Axt anderer Azur anderer Alex anderer Alfred anderer Allen andere Alva anderes Afrika anderes Alphabet...» angekommen. Haben dabei Wortassoziationen, zwanghaft verwildernde Mikroplots, Expeditionskolportagen, Politthriller-Elemente, Exotismus-Apologien, Kolonialkritik, tiefere und höhere Wahrheiten ansteuernde Kalauer, Sexismus, Eskapismus, Diktatorenlob und Korruptionsschelte fröhlich Urstand führen sehen. Und zugleich in hochgradig vermittelter Unmittelbarkeit, in systemisch kreierter Unordnung das Werden jenes wahren inneren und äusseren Afrika-Romanes mitverfolgt, der sich an den Grenzen von Realwelt, sprachtopologischen Turbulenzen und imaginären Topografien in autopoetischer Manier selbst produziert: Ein Sprachkunstwerk, wie es das Drängen der Buchstaben, Bilder, Worte, Wahrnehmung und Assoziation am Übergang von Reflex zu bewusster Reflexion, zwischen Klischee und Klarheit, aber immer um den Kondensationskern «Afrika» generiert. Afrika also, wie es dort draussen, drinnen und drunten am Rand unserer realen Vorstellungen und seiner fiktiven Realien lebt und lebt.

### **Afrikanistischer Basis-Text**

Solid und schön gebaut, gegen jede feuchte und trockene Hitze resistent – ein Buch zum Mitnehmen, das nicht nur ins Regal von Literaturfreaks gehört, sondern in jede Afrika-Mission, Afrika-Bibliothek und als Grundlagentext in jedes Afrikanistikstudium. Denn dieser alphabetische

Vexierspiegel macht uns durch seine experimentellen Vorgaben auf eine existentielle Art und Weise klar, was noch kein wissenschaftliches Kompendium vermochte: Das imperialistische Prinzip der Angleichung des Fremden findet seine Umkehrung und Ergänzung in der Verfremdung des Selbsterlebnisses. Und damit tritt die alle politische Korrektheit prospektiv durchkreuzende Poesie auf den Plan: Nur diese vermag uns direkt und real vor Augen zu führen, was uns weder Hauptstudium noch Häuptling beweisen können: Das wahre Afrika gibt es – und gibt es nicht. Nun auch auf Deutsch und im Herzen Basels. Dank Laederach, I presume...

---

**Karsten Kredel, die tageszeitung, 12./13. Oktober 2002**

## **Anderes Afrika, anderes Alphabet**

*Können Kongolesen Kulturen kreieren?*

*Walter Abish zählte in den Siebzigerjahren zu den Erneuerern der US-amerikanischen Literatur. Sein exzentrischer Roman «Alphabetisches Afrika», eine Persiflage auf die Sprache des untergehenden Kolonialismus, erscheint nun endlich auch in deutscher Übersetzung*

Auf dem Umschlag von Walter Abishs Debütroman «Alphabetical Africa», der nach beinahe drei Jahrzehnten erstmals in deutscher Übersetzung vorliegt, ist der Autor selbst zu sehen: Bekleidet mit einer groben Jacke, eine Militärtasche über die Schulter gehängt, stützt er sich an einer Wand ab. Er ist im Halbprofil aufgenommen; sein rechtes Auge ist verdeckt, sein linkes unter einer Augenklappe verborgen. Im Hintergrund sind auf steinernen Sockeln platzierte Plastiken zu sehen, die nackte Männer darstellen und die man augenblicklich als afrikanisch identifiziert. Offenbar befindet sich Abish in einem Museum. Ist seine Haltung nicht die eines Rastenden? Die Jacke sieht aus wie eine, die man bei einer Safari tragen würde – oder denkt man daran nur, weil man einen Zusammenhang mit Plastiken und Buchtitel herstellt? Die Zeichen sind allzu vertraut. Doch was können wir aus ihnen schließen? «Ages ago, Alex, Allen and Alva arrived at Antibes», hebt dann das Buch an, und so geht es erstmal weiter. Die Kapitel sind mit Buchstaben benannt, von A bis Z und wieder zurück. Im ersten Kapitel werden ausschließlich Wörter mit dem Initial A verwendet, im zweiten sind A und B erlaubt, im dritten kommt das C hinzu. – Geht das überhaupt? Es geht, sehr elegant sogar! Schon ist man mittendrin in einer lustvollen Groteske: ein paar Europäer in einem phantastischen Afrika – eine alte Geschichte als sprachlicher Slapstick. «Congolese cannot create a culture», doziert ein gewisser Chester, «can barely cook cucumbers, curds and cauliflowers.» Jedes Kapitel bricht enthusiastisch mit einer Flut frischer Alliterationen aus den Dämmen. Doch wer den Moment herbeisehnt, in dem die sprachliche Zwanghaftigkeit endlich beruhigend lebensnaher Erzählkost Platz macht, wird enttäuscht. In der Mitte steht zwar das gesamte Alphabet zur Verfügung, der Klang aber ist derselbe geblieben: «Zambia helps fill our zoos, and our doubts, and our extrawide screens as we sit back.» Dann geht ein Buchstabe nach dem anderen wieder verloren. Abish war mal ein heiß gehandelter Autor: Wie Robert Coover, Don DeLillo, Ishmael Reed und andere galt er in den Siebziger- und Achtzigerjahren als Repräsentant einer erneuerten amerikanischen Literatur. Längst überkommen war das Diktat realistischen Schreibens, offiziell verworfen der Glaube an einen privilegierten ästhetischen Zugriff auf die Realität. Die Sprache selber, als Repräsentant von Wirklichkeit seit längerem entzaubert, war schillernder Gegenstand der Literatur. Abish und die anderen hatten den Zweifel daran, wie das gehen soll: die Welt in Worte zu fassen, immer im Gepäck. Heute, gute zwanzig Jahre später, da die Neuauflage des großen Gesellschaftsromans in Form von Jonathan Franzens «Korrekturen» mit derselben Erleichterung begrüßt wird wie die Heimkehr eines verlorenen Sohnes, ist Walter Abish so gut wie vergessen. 1931 als Sohn mittelständischer jüdischer Eltern geboren, wuchs er in Wien und, nach der Flucht vor den Nazis, in Schanghai auf; 1949 siedelte die Familie nach Israel um. Er diente in der Armee und studierte Architektur, bevor er 1957 mit seiner Frau Cecile, die später als Künstlerin bekannt wurde, nach New York ging. Es folgten Beschäftigungen als Stadtplaner, ein paar Romane für die Schublade und 1970 die Veröffentlichung von «Duel Sites», einem Gedichtband. In den folgenden Jahren verfasste Abish vor allem Kurzgeschichten – ohne die Dramatik konventioneller Plots, mit Figuren, die ganz und gar fremd bleiben, die kaum mehr als Namen sind, an die Handlungen, Texte oder Gedanken geheftet sind wie Zettel an eine Pinnwand. Das Vertraute, sei es eine Geste, eine Augenklappe oder ein Klischee, soll in einem unerwarteten Arrangement plötzlich befremdlich anmuten. Abish will «der Sprache die Macht nehmen, mit der sie Plausibilität erzeugt und den Leser von den gedruckten Worten auf dem Papier abschirmt». Die Lektion mag heute nicht mehr ganz taufrisch sein, die Prosa Abishs ist es jedoch nach wie vor, weil er nicht nur von Sprache begeistert ist, sondern auch meisterlich mit ihr umgeht. «Alphabetical Africa» ist kein schwerer

Gang durch formalistische Parours, sondern eine genüssliche Persiflage mimetischer Sprache. Pausenlos beschreiben afrikanische Trommeln im Stile einer lokalen Yellowpress akribisch das Mobiliar eines übrig gebliebenen Kolonialbeamten. Dieser ist besorgt, die Worte könnten verloren gehen und mit ihnen die Wirklichkeit, also erteilt er den Auftrag zum Erstellen eines Inventars. Unterdessen wird Tansania orange angepinselt und ganz Afrika schrumpft, während es von einer Armee bilingualer Ameisen erobert wird. Die elastisch gewordenen Zeichen prallen aufeinander wie Comicfiguren. «Alphabetical Africa» liest sich wie eine außer Kontrolle geratene Fibel, die immer noch in einfachen Sätzen und autoritärem Gestus die Welt bezeichnet, während Worte und Bilder in Wirklichkeit längst verrückt spielen.

In seinem nächsten Roman geht Abish auf kühle Distanz zu den Zeichen. «How German Is It», erschienen 1980, ist Abishs ausgereiftestes Buch. Auf den ersten Blick weit weniger exzentrisch, entfaltet sich mit der faszinierenden Klarheit eines Traumes ein zwingendes, thrillerartiges Denkspiel. Wie in einer Luftaufnahme wird die Topografie eines abstrakten Nachkriegsdeutschlands erfasst, der Fokus auf dem Ort Brumholdstein, benannt nach dem «bedeutendsten deutschen Metaphysiker», einem fiktiven Heidegger. Dann wird scharf gestellt auf die Figuren: auf Ulrich und Helmuth Hargenau, der eine Schriftsteller und verdächtig, an terroristischen Anschlägen beteiligt gewesen zu sein, der andere ein erfolgreicher Architekt, ein Konstrukteur des neuen, harmonischen Deutschlands; auf Egon und Gisela, das attraktive, wohlhabende Paar mit dem ausgewählten Geschmack; auf Franz, den Kellner, der zum Entsetzen seiner Familie in seiner Freizeit aus Streichhölzern ein Modell des Konzentrationslagers Durst fertigt, an dessen Standort Brumholdstein errichtet wurde. «Er bildete nicht nur jedes Detail nach, und zwar maßstabsgetreu, sondern etwas, das seinerzeit den Leuten so vertraut war wie ihre Kühe im Stall», berichtet der Erzähler. Und fragt: «Was weiß Franz?»

Wie eine Sonde gleitet er einerseits mit kontrollierter Präzision über die Oberflächen, registriert die Gewohnheiten, dokumentiert das Gesagte und bohrt andererseits mit flüsternder, erregter Stimme nach dem Ungesagten in den Konversationen, sucht nach Leichen unter den neuen Gebäuden. Was lässt sich aus ihnen schließen, den deutschen Zeichen? Dennoch: Es geht nicht darum, eine Wahrheit aufzudecken, nicht um richtige Antworten; die Frage selbst ist entscheidend, die auf ihrer beunruhigenden Präsenz besteht und auch an den Fragenden gerichtet werden muss – denn jede Gewissheit, beharrt der Roman, ist unmoralisch.

«How German Is It» wurde 1980 mit dem renommierten PEN/Faulkner Award ausgezeichnet, die deutsche Übersetzung ist jedoch seit Jahren nicht mehr lieferbar – «Eclipse Fever» aus dem Jahr 1993 wurde hier gar nicht erst verlegt. Schon deshalb ist es bemerkenswert, dass es «Alphabetical Africa», Abishs exzentrischstes Prosastück, jetzt endlich auf Deutsch gibt.

Das Buch galt lange Zeit als unübersetzbar. Soll man trotz des formalen Prinzips versuchen, konventionell vorzugehen? Oder soll man Abishs Spiel in der anderen Sprache um zentrale Motive herum neu inszenieren? Jürg Laederach hat sich für beides entschieden, wobei Neuerfindungen besonders dort zum Einsatz kommen, wo die textgetreue Übertragung in Engpässen mündet. Beim «C» können eben weder Kolonialismus noch Katholizismus eingeführt werden, und in den abschließenden Kapiteln ist es unmöglich, über das Vergessen zu reden – und da fangen die Probleme erst an. Naturgemäß macht das Deutsche mehr Wörter, und beinahe unvermeidlich ist es auch, dass Abishs lakonischer, eleganter Flow sich nicht erhalten ließ.

Laederach muss aufs Gelehrte ausweichen, macht aber aus der Not eine Tugend und entwickelt einen eigenen Sound. Schade ist es nur um manche Pointe: «I have invented her lovers, but my inventions may, for all I know, be accurate» etwa wird, ganz ohne Zwang, zu «Ich habe ihre Liebhaber erfunden, aber meine Erfindungen könnten, falls ich korrekt informiert bin, in etwa allem approximativ entsprechen». Doch wie lauten die Schlussworte des Romans: «...andere Alva anderes Afrika anderes Alphabet». Das weiß man auch beim Verlag. Deshalb enthält die eben erscheinende Ausgabe beide Bücher.

---

## **Seliger Leinenzwang**

*Jürg Laederach dichtet Walter Abish nach und sitzt auf einer Säule*

Simeon der Stylit – sagt Ihnen das was? Im Syrien des 5. Jahrhunderts war das einer, der meinte, Gott nur dann seine Verehrung hinlänglich zeigen zu können, wenn er sich oben auf eine Säule setzte und dort blieb. Jahrzehntelang! Erst als er tot war, fiel er runter, mit einem dumpfen Aufprall, als hätte die Erde sich über einen erschrocken, den sie längst vergessen hatte.

Simeon war nicht der Erste und nicht der Letzte, der es sich im Leben schwer machte, um leichter in den Himmel zu kommen. So mancher glaubt ganz offenbar, die vielen kleinen und die eine große Seligkeit nicht eher erreichen zu können, als bis er sich etwas scheinbar Unmögliches abverlangt hat.

Ein Wahn dieser Art sitzt wohl so ziemlich in uns allen, und in den Künstlern sowieso. Denn Kunst heißt ja immer auch: freiwillig ins Korsett, heißt, sich bestimmten Formen, Regeln und Gesetzen unterwerfen, die gar nicht äußerlich genug sein können, um, wenn sie eingehalten werden, Glück allerreinster Art hervorrufen zu können. Der Kanon des Polyklet, Vitruvs Systematik, die Fugen Bachs – überall strenges Regelwerk, dem sich die Körper und die Melodien ergeben, nicht anders als Empfindung und Erfahrung, in Versfuß, Reim und Strophenform, in Anagramm, Sonett, gar Palindrom.

So gern Herz, Seele, Fantasie auch schweifen, sie müssen, ja sie wollen an die Leine, damit Kunst werde. Und sie wird. Zum Beispiel hier bei Walter Abish, der sich für dieses Buch, das obendrein sein Erstes war im Jahre 1974, eine Spielregel von größter Einfachheit und schönster Hirnrissigkeit ausgedacht hat, und die geht so: Das Buch soll 52 Kapitel haben mit den Kapitelüberschriften A, B, C et cetera bis Z und wieder zurück von Z bis A, und in Kapitel A sollen nur Wörter vorkommen, die mit A anfangen, in B nur solche mit A und B und so weiter, bis in den beiden Z-Kapiteln alles zugelassen ist, dann aber von Kapitel zu Kapitel das Erlaubte wieder abnimmt, bis am Ende im letzten aufs Neue nur noch Wörter mit A vorkommen. Alles klar?

Klar schon, aber sitzen Sie mal 37 Jahre auf 'ner Säule. Probieren Sie mal nur eine halbe Seite ausschließlich mit Wörtern, die mit A beginnen und doch im Zusammenhang Sinn ergeben, ja der Nukleus einer sich dann breit entfaltenden Geschichte sein können. Dagegen ist, was für Prokrustes gezimmert wurde, geradezu ein Lotterbett, obwohl – etwas gewisses Lotterhaftes, das wird gleich auf den ersten Seiten klar, hat dieses Buch auch, bei aller Rigidität. Sein Wahnsinn zeigt sich nämlich gerade in der Parallelität von strengem Formsystem und delirierender Geschichte. Wir sind eben nicht nur im Alphabet, sondern auch in Afrika, wenn auch in einem unbekanntem. Das Afrika in diesem Buch ist ein düster-irres Panoptikum, aus dem der Ethnologe so viel lernt wie der Volkshochschüler, das nämlich, was Walter Abish auch in seinen späteren Büchern immer wieder vorgeführt hat: den Zusammenhang, der in der allgemeinen Brüchigkeit dieser Welt begründet ist, und die Lust, aus den Splittern, die da überall herumliegen, ein Puzzle zusammensetzen, das nie aufgehen wird. Das Bild, das sich daraus ergeben soll, ist keins, die Geschichte nicht nacherzählbar und die Atmosphäre, so viel kann man grad noch sagen, eine Mischung von Hatari und Raymond Roussels Impressions d'Afrique. Schön.

So viel zum Buch von Walter Abish, der 1931 in Wien geboren wurde und über Shanghai und Israel nach New York kam, wo er auch heute lebt. Nun aber zu dem zweiten Buch, das sich in diesem Band findet, ein bisschen dicker als das erste und noch ein gutes Stück irr-witziger. Es ist das, was

Jürg Laederach, der 1945 in Basel geboren wurde und längst einen großen Übersetzerpreis verdient hätte, daraus gemacht hat.

Laederach hatte ja nicht nur dieselben strengen Regeln zu befolgen, er hatte zudem auch noch den fertigen, danach verfertigten Text und musste dafür eine Entsprechung finden. Und das in unserem lieben, aber doch immer auch eine Spur umständlichen Deutsch. Im Englischen hat man ja mit dem ersten Buchstaben des Alphabets schon mal einen unbestimmten Artikel. Und was haben wir? Wir haben mit dem letzten immerhin einen Begleitlaut des Respekts, etwa des Inhalts: ein Wahnsinn, dieser Laederach.

Man wird sich hier vielleicht an Georges Perecs Buch Anton Voyls Fortgang erinnern, das sich durch nichts weniger auszeichnete als den Umstand, dass im ganzen Roman kein E vorkommen durfte (eine Art Flagellatio eines Autors, der in seinem Namen gleich vier E hatte und daraufhin von niemand anderem als Eugen Helmlé übersetzt werden konnte). Ich möchte nicht wissen, wie lange Jürg Laederach an dieser Übersetzung gesessen, und schon gar nicht, was er stattdessen alles nicht geschrieben hat. Er hat ja schon so manches von Abish übersetzt und uns dabei gezeigt, How German Is It – Wie Deutsch ist es (so heißt Abishs bislang bekanntestes Werk). Und immer, hier aber besonders, ist es ihm gelungen, Intelligenz und Inspiration, Wissen und Witz zu bündeln und daraus ein einzigartiges Abenteuerbuch zu machen, das in jede Bibliothek gehört, die ein wenig auf sich hält. Abteilung Säulenheilige.

---

## Landminen lähmen die Landgewinnung

*Die abriebsfesten Fiktionen Walter Abishs*

«Mama, was ist das, die Sprache?»

«Die Sprache ist das Haus, in dem der Mensch wohnt.»

(Dialog aus Jean-Luc Godards Film «Zwei oder drei Dinge, die ich von ihr weiß», 1966)

Ausgangspunkt Angola. Zeit: 1974. Der erste Roman von Walter Abish erscheint zur Zeit des ersten erfolgreichen angolanischen Unabhängigkeitskampf. Er beginnt mit den 120 Stämmen der Bantu, die einem portugiesischen Kaffeeproduzenten, dem viertgrößten der Welt, gehörten, bevor die Probleme mit den 10 Mio. Landminen die Landwirtschaft lähmten und das ZK die Volksrepublik ausrief. «Alphabetisches Afrika» ist eine Polit-Farce, deren Rezeption erschwert wird durch ein kalt durchstrukturiertes, experimentelles Gewand. Das obige Zitat steht für die Methoden Abishs, die in Struktur und Ausrichtung sehr der Godards ähneln, und die damit ähnliche Angiffsziele im semiotischen Häuserkampf bieten. Abish leitete mehrere seiner Bücher mit Zitaten aus Godards Filmen ein. Z.B. «Quer durch das große Nichts», (Erzählungen 1975-77) und «Wie deutsch ist es», (1979). Ein literarisches Zusammentreffen der beiden Charaktere entnehme ich der Erzählung «Dies ist kein Film, dies ist ein klarer Akt des Zweifels» – aus dem Band «Das ist kein Zufall» (Erzählungen 1971-75). Godard, dem das Pseudonym Michel Bontemps zufällt, agiert darin als verstiegener französischer Film-Autor, der eine amerikanische Kleinstadt mieten will, sie gar durch Rodungen seinem Oberflächlichkeitsideal (von den USA) anzupassen plant. Im Gegenzug will der Bürgermeister lediglich über ihn erfahren, ob er noch Marxist ist. Und der Erzähler antwortet vorsichtig, dass er recht viel Farbe auf der Leinwand verwendet. Das hat Godard in seinen ersten Kodachrome-Werken ausgiebig getan, u.a. strich er Teile der Ausstattung extra leuchtend an. Abish greift ähnlich mutig in den Farbtopf, wenn er Bilder schillern lassen will. In «Alphabetisches Afrika» sieht man neben einem afrikanischen Staatschef, der sein Land gleich der Abbildung im Schulatlas orange anstreichen lässt, den Hauptakteur, einen amerikanischen Autor, durch Strandbombardements der US-Air-Force und Ameisen auf der einen, sowie Abendessen mit Bischöfen, Bankiers, Architekten, Archäologen und Anthropologen auf der anderen Seite, stapfen. Immer in Gefahr von seiner Gier nach den sexuellen Reizen Alvas, oder von einer Landmine beim nächtlichen Strandspaziergang zerrissen zu werden. Ein Juwelendiebstahl und skrupellose Killer werden als Glanzlichter auf die Blutspur trapiert. Den Poeten muss man dabei selber spielen. Die Sätze baut Abish in alphabetischer Reihenfolge. Das erste Kapitel enthält überwiegend Wörter mit dem Anfangsbuchstaben A, dann additiv – A+B, A+B+C, etc. – bis Z und von da aus subtraktiv wieder zurück bis A. Die Erzählung wird dadurch weder am Anfang/Ende geheimnisvoller, noch in der Mitte transparenter. Der Materialfluß spült jedoch unzählige Details ins Bewußtsein, wie jenen Arnikaduft, der die angolanischen Ebenen durchzieht. Die Einstufung «Experimenteller Roman» dient meist als Diskreditierung hehrer Absichten, die hier darin gründen könnten, das Geschehen anhand von ursprünglichen Ereignissen, und Wörtern angreifbarer zu machen, Sprache banaler zu zeigen, Geschichten als das zu nehmen, was sie *auch* sind, nämlich mündliche Grundrisse objektiver Begebenheiten. Immer auf der Suche nach einem (er)klärenden Wort verfallt ich als Leser, einem ungeheuer angenehmen, großzügigen Denken. Der Übersetzer hat das offenbar ähnlich begriffen. Dass er dazu noch in der Lage war, stilistisch umzubauen, zu rekonstruieren, quasi den Bauplan zu kopieren, lässt ihn fast manisch erscheinen. «Den Stadtplan betrachten heißt, tief ins Gehirn hineinblicken», schreibt Abish in seiner Erzählung «In so vielen Wörtern». Er erweitert den linearen Aufbau vieler seiner Texte, indem er Verbindungen zerschneidet und ganze Passagen umschichtet, verschachtelt. Der Roman «Alphabetisches Afrika» hebt sich in dieser Hinsicht keineswegs aus dem radikalen Formwerk Abishs heraus. Ob er fremde Texte sampelt, wie in «99, der neue Sinn» (1990), oder – wie hier – in fremde Länder reist, eingreift, ordnet, er bleibt ein Verteiler authentischer Zeichen, die fest mit der Welt verbunden sind. Mehr oder weniger

experimenteller Erzählstil ist bei ihm nie Gradmesser für Originalität gewesen. So ist sein konventionell lesbarer Roman «Sonnenfieber» (1993) ein Höhepunkt seiner akkupunktur-existenziellen Geschichten. Alle Details und Fakten, auf die es Abish abgesehen hat, ordnet er nadelstichartig über eine Textfläche an. Er lässt stets das Fremde in der Fiktion dem ähnlicher erscheinen, als das es sich uns in der Realität wohl ohnehin präsentiert hätte. «Ghanaer glauben fälschlicherweise fest, deutsche Gestik begehre Fluten aufzuhalten, Eidechsen einzukochen, Afrikanern Gehörschäden anzuzaubern, doch die deutschen Gesten bleiben gesamthaft eitel. Abgesehen davon, dass das enorm Clowneske dabei durchdringt.», schreibt er zu Beginn seines zu recht wiederveröffentlichten Romans. Ein exotisches Afrika weicht darin etwas anderem. Dieses unbeschreibliche Andere durchdringt die westliche Sprache, die sich darüber aufbläht, kolonial träumt und wieder Luft ablassen muß.

---

## **Die Demontage der Fiktion**

*Walter Abish entwirft ein «Alphabetisches Afrika»*

Anfang der siebziger Jahre erschien in den USA eine Reihe von Bänden mit experimenteller Prosa, die die Romanform aufbrachen: J. G. Ballards «The Atrocity Exhibition» (1970), Raymond Federmans «Double or Nothing» (1971), Michael Stephens' «Paragraphs» (1974) und Walter Abishs «Alphabetical Africa» (1974). Ihre Autoren verweigerten – wie auch andere, weniger radikale Kollegen – die Konventionen realistischen Erzählens und die damit verbundene Darstellung von Sprache im sozialen Kontext.

Walter Abish wurde 1931 in Wien geboren, floh mit seinen Eltern vor den Nazis nach Frankreich, später nach Shanghai; er lebte dann einige Jahre in Israel, ging aber, weil er seine Hebräischkenntnisse als ungenügend empfand, für kurze Zeit nach England, bevor er schliesslich Ende der fünfziger Jahre in die Vereinigten Staaten übersiedelte. Vor diesem biographischen Hintergrund verwundert es nicht, dass Abishs erster Roman, «Alphabetical Africa», das Thema von Identität und Sprache aufgreift.

Der Roman ist berühmt für die strikte Regel, unter der er geschrieben wurde: Mit jedem Kapitel tritt ein weiterer Buchstabe des Alphabets als Wortanfang hinzu; im ersten Kapitel beginnen alle Wörter mit A, im zweiten mit A oder B, im dritten mit A, B oder C usw. Nach sechsundzwanzig Kapiteln kehrt sich die Reihenfolge um, so dass das letzte Kapitel dann wieder nur Worte mit dem Anfangsbuchstaben A enthält.

Sobald Sprache entgegen ihrem üblichen Gebrauch verwendet ist, rücken die strukturierenden Prinzipien umso deutlicher in den Brennpunkt der Betrachtung. Dadurch wird die Fiktion, die der Erzählakt normalerweise erzeugt, zunehmend dekonstruiert und der Bericht aus der Wirklichkeit als mögliche Fiktion entlarvt. Abishs «Afrika» bleibt ein Ort der schriftstellerischen Imagination innerhalb eines erfundenen Romans und ein Schauplatz höchst bruchstückhafter Geschehnisse.

## **Komplexes Vexierspiel**

Der fiktive Autor reist in alphabetischer Folge, entsprechend den Namen der Länder, «quer durch Afrika», um für ein Buch über die nymphomane Alva zu recherchieren. Die Killer Allen und Alex, denen wiederum die Berufsgenossen Bob und Boyd auf den Fersen sind, suchen ebenfalls nach ihr, weil sie glauben, dass sich Alva im Besitz eines Juwelengkoffers befindet, den das ehemalige Gaunertrio bei einer misslungenen Entführung gestohlen hat. Alva weilt unterdessen mit ihrem jungen Geliebten Alfred beim Konsul von Sansibar; dieser beauftragt den gelangweilten Alfred mit der Inventarisierung der Insel. Im Zuge verschiedener kriegerischer Auseinandersetzungen überfällt der Transvestit Queen Quat die Insel; er ist, wie auch der Autor, in die Entführung des Juweliers verstrickt, dem der Inhalt des Schmuckkoffers ursprünglich gehörte. Am Ende dieses absurden Handlungsgerüsts versinkt Afrika im Gedächtnisverlust der Protagonisten und im Wimmeln der allgegenwärtigen Ameisen.

Was ist Identität? Wie wirkt Sprache identitätsstiftend? Auf welche Weise durchdringen sich Wirklichkeit und fiktionale Darstellung von Wirklichkeit? In wiederholten Motiven und Andeutungen kommen diese Fragen in einem komplexen Vexierspiel buchstäblich zur Sprache. Sarkastisch weiss der Erzähler: «Im allgemeinen eignet Autoren eine gewisse Freiheit. Ich bin keine Ausnahme, da man mir glücklicherweise etwas Leine lässt, gespannt ist auf hirnrissige Fehlbeschreibungen. Afrika aber ist keinesfalls meine Erfindung.» Der Roman wimmelt von bewusst eingesetzten Klischees, Pseudosentenzen und absurden Ideen: Da lässt zum Beispiel Quat sein Königreich orange anstreichen, weil es in dieser Farbe auf den Landkarten zu finden ist, und ein Häuptling befiehlt seinen Untertanen, «Lebens-Messungen» vorzunehmen, um den Sinn des Daseins einzukreisen.

Das Genre des Abenteuer- und Afrikaromans gerät zunehmend zu einer selbstreflexiven Wörtertour, die Entdeckung eines Kontinents wird quasi zurückgenommen, die Landnahme ins Gegenteil verkehrt. Afrika ist eine «schrumpfende Landmasse», deren Ränder immer mehr zerfasern. Ob dieser Schrumpfprozess nur im Bewusstsein des unter Gedächtnisverlust leidenden Autors geschieht, bleibt ebenso offen wie das Ausmass der Erfindung oder Auslassung in seinem Bericht. Auf der Binnenebene des Romans kann das strukturierende sprachliche Prinzip als eine Auswirkung dieses Verlusts interpretiert werden, auf der Metaebene aber als Verweis auf Fiktionalität und das fragmentarische, wortabhängige Erfassen von Wirklichkeit.

### **Übersetzerkunst – und Kapriolen**

Jürg Laederach ist es zu verdanken, dass der Roman jetzt in einer deutschen Fassung vorliegt. Der Transfer verdient grosse Anerkennung, galt es doch, die ganz anderen Beschränkungen, die das Deutsche mit sich bringt, adäquat umzusetzen. Laederach hat trotz diesen Differenzen einen durchgängig stimmigen Text erschaffen. Dass die subtile Ironie des Originals oft anders oder an anderer Stelle wiedergegeben werden muss, versteht sich. Die Übersetzung verdoppelt im Grunde das Thema Sprache, erweitert es ins Deutsche, und Laederach kostet schwelgerisch die sich bietenden Möglichkeiten aus.

Angesicht dieser diffizilen Arbeit ist es bedauerlich, dass die Innovationslust des Übersetzers zuweilen Kapriolen schlägt, die besser hätten vermieden werden sollen. Da werden einerseits ohne Notwendigkeit ganze Sätze und Absätze hinzuerfunden, überflüssige Geschraubtheiten in Kauf genommen und Anachronismen einmontiert, andererseits aber auch Lösungen verschenkt. Neben erhellenden und sehr gelungenen Wortspielen steht dann schrill Unpassendes: «I've been informed driver ants are advancing at about forty feet an hour . . .» – «Ich habe gehört, Chauffeur-Ameisen fahren einem etwa in der Geschwindigkeitsrelation <dreissig Fuss die Abendstunde> entgegen...» Warum, fragt sich der ratlose Rezensent, dieser Sprachspass, der in keinem entsprechenden semantischen Umfeld steht? Die «driver ants», korrekt mit Treiberameisen wiederzugeben, sind keine erfundenen Wesen, wie ihre wahlweise Übersetzung als Fahrer- oder Auto- Ameisen suggeriert.

Diese Einwände schmälern jedoch keinesfalls die Gesamtleistung des Übersetzers. Aber man hätte sich gewünscht, dass die deutsche Fassung noch deutlicher als kreative Fortschreibung gekennzeichnet ist. Wer den deutschen und den englischen Text nebeneinander liest, wird vielleicht so manches Mal irritiert sein, aber sehr viel öfter sein Vergnügen haben an dem Spannungsfeld, das dieses wichtige (und vom Verlag vorbildlich gestaltete) Buch der amerikanischen Postmoderne und seine eigenwillige deutsche Version erzeugen.

---

## **Afrika übersetzen**

*Jürg Laederach übersetzt das unübersetzbare Werk «Alphabetical Africa» von Walter Abish*

*Lassen sich literarische Texte überhaupt in eine andere Sprache übersetzen? Diese Frage stellt sich bei Walter Abishs «Alphabetical Africa». Jürg Laederach hat den Beweis angetreten.*

Literatur ist ein zwingendes und sinnstiftendes Zusammenspiel von Inhalt und Form. Ein wesentlicher Teil der literarischen Arbeit ist die Auseinandersetzung mit dem Material Sprache, die dem Literaten weit mehr ist als dem Töpfer der Ton. Wörter haben zwar (wie der Ton) einen materiellen Charakter, sie bestehen aus Buchstaben bzw. Lauten. Deren Bestand ist begrenzt, sicht- und hörbare Ähnlichkeiten zwischen den Wörtern sind also häufig.

Andererseits haben Wörter einen verweisenden Charakter (im Gegensatz zum Ton), sie bedeuten, sie bezeichnen etwas. Allerdings nicht immer eindeutig, denn ausser beim direkten Benennen spielen gesellschaftliche und historische, aber auch persönliche Prägungen eine Rolle, mit welchen «Untertönen» wir ein Wort verstehen: Im «Weib» beispielsweise steckte früher noch keine Abwertung.

## **Zwei Wege zur Wahl**

Wenn ein Übersetzer einen Text in eine andere Sprache übertragen will, wird er versuchen müssen, einen möglichst adäquaten Begriff in seiner Sprache zu finden – wobei Ähnlichkeit stets im Vordergrund steht, die Entsprechung auf allen Ebenen ein Wunschtraum bleibt. Darum muss sich ein literarischer Übersetzer entscheiden: Entweder er ist ganz dem Ausgangstext verpflichtet und gibt damit die eigene Sprache preis, indem er sie der fremden Sprache annähert; das Resultat wird ein (be)fremdendes Buch sein. Oder aber er weicht so weit vom Original ab, bis er zu einem Text gelangt, der seinem literarischen Empfinden genügt; es entsteht eine Nachdichtung. Alle diese Schwierigkeiten des Übersetzens spitzen sich zu bei einem Buch, das so radikal mit Sprache umgeht wie «Alphabetical Africa» von Walter Abish, 1974 auf Englisch erschienen. Das Buch besteht aus 52 Kapiteln, die von A bis Z und von Z bis A überschrieben sind. Im ersten Kapitel beginnen alle Wörter mit A, im zweiten mit A und B, usw., erst bei Z stehen alle Buchstaben zur Verfügung – und von da wird wieder zurückbuchstabiert. Der Basler Jürg Laederach hat die Herausforderung angenommen, dieses Buch auf Deutsch zu übersetzen.

## **Von «and» nach «und»**

Aus der alphabetischen Anlage des Texts ergeben sich ganz unterschiedliche Voraussetzungen für Ausgangs- und Zielsprache. Während im Englischen bereits bei A mit «are» ein universelles Verb, mit «a» ein Artikel und mit «and» eine wichtige Konjunktion zur Verfügung steht, muss der Deutschsprachige auf das «und» bis fast zum Schluss verzichten, verfügt dafür bereits bei D und nicht erst bei T über den bestimmten Artikel. Zumindest mit dem «ich» steht es zwischen den beiden Sprachen ausgeglichen. «Ages ago, Alex, Allen and Alva arrived at Antibes» beginnt es bei Abish, Laederach macht daraus: «Am Anfang allen Anfangs Alex, Allen, an Alvas Arm. Ankunft Antibes, Aussichtsterrasse, alter Ankerplatz». In den meisten Fällen werden Laederachs Sätze länger, weil er mehr Schlaufen ziehen muss, um trotz buchstäblicher Begrenzung dasselbe zu sagen – so wird «Enough.» zu «Erledigen, ach bereits erledigt». Zuweilen scheint es aber auch, dass der Übersetzer am Dichten mit vorgegebenen Buchstaben Gefallen gefunden hat und poetische Ausschmückungen vornimmt, Wörter findet, die dem Vordichter nicht zur Verfügung standen. Von Terrasse und Ankerplatz jedenfalls erzählt das Original nichts ... Laederach hat als Übersetzer keine Wahl: Er muss eine Nachdichtung anfertigen, die sich denselben materiellen Restriktionen

unterwirft, obwohl diese in den beiden Sprachen ganz unterschiedliche Effekte haben. Immerhin: Schon Abish ist zu unvollständigen Sätzen und stammelndem Berichten gezwungen. Diese Qualität des Originals gibt der Übersetzung etwas Spielraum.

### **Unbekannter Kontinent**

Die hoch artifizielle und doch ungeschliffene Sprachlichkeit des englischen Originals legt eine weitere interessante Fährte: Abishs Text ist selber schon eine Art Übersetzung. Der Autor versucht, Afrika in Sprache zu übertragen. Es geht um den unbekanntem Kontinent, den sich Kolonisatoren aus anderen Erdteilen zu eigen machen wollen. Abish erzählt Szenen von Entdeckern und Forschern, Räubern und Soldaten, die auf Afrika stossen und das Leben dort als permanentes Defizit wahrnehmen. Die Handlung bleibt etwas diffus. Doch Leserinnen und Leser finden ihr hauptsächliches Vergnügen an der aufregenden Textgestalt. Ausserdem fasziniert der Vergleich der beiden Varianten. Zwei Texte sind in der Ausgabe enthalten, eindeutig deutsch und englisch, und doch stehen die Schreiber merkwürdig neben ihrer Sprache. Sie erzählen letztlich mehr davon als von Alex, Allen, Alva in Afrika. Der wirklich unbekanntem Kontinent bleibt die Sprache.

---